

Bemerkungen zu H. von Sodens Antikritik.

Von Hans Lietzmann in Jena.

Der „wundersame Doppeltitel“ meiner Kritik erklärt sich dadurch, daß ich die Absicht habe, der Besprechung der μ -Perikope noch andere Erörterungen folgen zu lassen, bei denen der Haupttitel bleiben, der Untertitel wechseln wird. Diese Aufsätze können aber erst geschrieben werden, wenn der Textband erschienen sein wird, da er (für mich wenigstens) notwendig ist, um die Darlegungen von Bd. I 2 nachzuprüfen. Die „einigen Bemerkungen“ über diesen Bd. I 2, mit denen ich meine Kritik „umrahmt“ haben soll, beschränken sich auf den Hinweis S. 47 und die Behauptung S. 40, daß er unübersichtlich angelegt sei. Daß ich die dort gegebenen Nachweise über μ nicht berücksichtigt habe, hat seinen guten Grund: die Verwertung der μ -Perikope ist da in den großen Zusammenhang der Gesamtuntersuchung hineingestellt, auf den ich jetzt noch nicht eingehen wollte und konnte. Dadurch sind mir einige Bemerkungen v. S.s entgangen, aber nur solche, die er schon in I 1 hätte bringen müssen: hier sagt er nämlich über die Gewinnung von μ^5 und μ^6 nur, „die Varianten sind durch überwältigende Majoritäten für beide Typen gesichert“. Daß das so zu verstehen war, daß eben nie auf Grund von Majoritäten entschieden sei, lese ich jetzt mit Staunen. Und dabei ist es doch klar, daß die Massenhaftigkeit des Auftretens bestimmter Lesarten im wesentlichen die Grundlage der Typenabteilung gebildet hat: dazu vgl., was ich S. 43f. über die relative Unsicherheit dieser Arbeitsweise gesagt habe. Die auf S. III an mich gestellte Frage kann ich darum nicht beantworten, weil ich keinen Beweis dafür sehe und deshalb bezweifle, daß μ^6 überhaupt jemals „schrieb“: denn falls am Anfang der Textgeschichte von μ^6 nicht eine, sondern mehrere Handschriften standen, haben alle logischen Reflexionen über den Wortlaut von μ^6 schwachen Grund unter den Füßen. Wir können durch die von v. S. angestellten Erwägungen immer nur zu einem Durchschnittstyp kommen, der den Apparat vereinfacht, aber keine feste Größe ist,

wie ich S. 47 betont habe. Ob man den Typ nun „spätbyzantinische Normalform“ oder „die das Mittelalter beherrschende Form“ nennen soll, ist doch wirklich gleichgültig. Natürlich habe ich nie an die S. 112 karikierte Edition eines offiziellen Normalexemplares gedacht; sagen wir also „Durchschnittstyp“ — ein Durchschnittsexemplar braucht es darum so wenig gegeben zu haben, wie es etwa den „Durchschnittsmenschen“ der physiologischen Lehrbücher gibt.

Warum ich „die zwei Seiten“ nicht nachgeprüft habe (S. 113), auf denen von μ^3 die Rede ist, steht S. 40 zu lesen, aber nicht genau: μ^2 hat mit der Revision des Druckes über zwei Arbeitstage gekostet. Hätte v. S. die in der Textkritik sonst übliche Form gewählt, wie ich sie S. 41 rekonstruiert habe, so wäre die Prüfung die Arbeit einer Viertelstunde gewesen.

Ich habe natürlich nicht gefordert, daß v. S. bei dem Versuche „zunächst einmal μ^2 festzustellen“, auch die Lesarten der noch unbekannteren Formen μ^{2-4} hätte berücksichtigen sollen, sondern bemängelte (S. 37) deren Fehlen in der gedruckten Tabelle: da waren sie inzwischen doch bekannt! An meiner Beurteilung der Gruppe 116ff. (S. 113) wüßte ich nichts zu ändern. Daß hier durch die Einsprengung von μ^2 -Lesarten ein Rätsel entstanden ist, gebe ich gerne zu. Die Lösung v. S.s halte ich aus den S. 39f. dargelegten Gründen für falsch: das verpflichtet mich nicht im geringsten, eine bessere vorzuschlagen, denn es gibt bei den verworrenen Verhältnissen des neutestamentlichen Textes tausend Möglichkeiten: zum raten habe ich keine Lust. Kommen vielleicht sonst nie Lesarten von μ^2 außer in dieser Klasse vor? Aus Tischendorf sehe ich z. B., daß sein 1 = v. Sodens $\delta 50$ 8 derartige „Charakteristika“ hat: in Bd. I 2 wird darüber wohl gesprochen sein, aber wie soll man das finden? Darum warte ich eben mit der Benutzung von I 2, bis das Werk fertig ist.

Die S. 116 als „Wegweiser“ bezeichneten Sätze habe ich keineswegs übersehen: wie ich aus ihnen den S. 37 gebotenen Zeugenbestand hätte entnehmen sollen, ist mir unverständlich. Ebenso, inwiefern meine Worte S. 43 Abs. 2 eine *Petitio principii* enthalten sollen.

Entweder Gruppe a gehört zu Klasse μ^2 , dann ist sie voll in die Wag-schale zu werfen bei der Rekonstruktion der Urhandschrift (denn darum handelt es sich doch?) — oder sie gehört nicht dazu: nur dann kann sie eine „Vorstufe“ sein. v. S.s Einwand S. 116 kommt auf eine gleichgültige Wortdifferenz hinaus, denn die Gruppe erkennt er doch an den Lesarten.

Und nun Klasse μ^1 . Dabei ist es mir so gegangen. Den Zweck der Erörterungen in I 1 S. 508ff. habe ich trotz vieler Versuche nicht klar herausbekommen können. Deshalb nahm ich als Schlüssel zum Verständnis etwas, was ich für ganz unmißverständlich hielt, nämlich den von v. S. an den Schluß gesetzten Stammbaum. Während v. S. nämlich sonst in Technik und Darstellungsweise sich völlig fernhält von allen durch die Meister der Textkritik und den schließlichen Consensus gentium festgestellten Formen, fand ich hier etwas Bekanntes und interpretierte nach dessen Anleitung das mir unverständliche. Nun lese ich S. 118 wieder zu meinem Erstaunen, daß ich v. S. damit „eine Voraussetzung unterstellt habe, die ihm ganz fremd ist“. Daran ist er aber selbst schuld: den gezeichneten Stammbaum kann kein gewöhnlicher Textkritiker anders verstehen, als ich es getan habe: v. S. möge bei seinen Berliner Kollegen die Probe machen, wie ich sie mehrfach bei Bonner und Jenenser Textkritikern angestellt habe. Die §§-Überschriften lehren gar nichts, denn es kommt darauf an, ob μ^{2+4} dem Urtext direkt oder durch gegenseitige Vermittlung resp. durch μ^1 „nahe stehen“. Der durch v. S.s Ausführungen S. 117ff. gebotenen Aufklärung freue ich mich aufrichtig, denn jetzt verstehe ich, was er Bd. I 508ff. sagt. Ich hatte ihm eine verständige Form der von ihm S. 119 karikierten Auffassung zugetraut. Warum hat er nun aber nicht klipp und klar S. 508 angefangen: „Wir haben die Varianten der Klassen von μ^1 — μ^4 mangels äußerer Kriterien zunächst alle als gleichwertig zu betrachten und wollen nun von Fall zu Fall nach inneren Kriterien untersuchen, welche Lesart die größere Wahrscheinlichkeit für sich hat“ und dann Lesart um Lesart in der Reihenfolge der Verse erörtert. Das wäre verständlich gewesen und hätte dem Leser sofort gezeigt, daß hier nicht eine neue Methode einen sicheren Text finden lehre, sondern daß wir nach wie vor auf subjektive Argumente, also Hypothesen, angewiesen sind, deren Kraft von Fall zu Fall wechselt. Daß nämlich in der Textkritik keineswegs alles Hypothese zu sein braucht, das weiß jeder, der sich auch außerhalb des Neuen Testaments mit Textproblemen eindringend beschäftigt hat. Ein Musterbeispiel liefert die Geschichte der Regula S. Benedicti: aus der massenhaften handschriftlichen Überlieferung stellte Wölfflin durch allerlei Wahrscheinlichkeitsargumente einen gar nicht üblen Text her, freilich ohne auf dem Titelblatt zu versichern, daß er die älteste erreichbare Textgestalt biete. Da kam Ludwig Traube und fand mit genialem Scharfblick den Weg zu einem nicht bloß hypothetisch, sondern absolut sicher originalen Text; vgl. seine Textgeschichte der

Regula S. Benedicti (Abh. d. bayr. Ak. d. Wiss. III Cl. XXI Bd. III Abth. 1898).

Die Erörterung über v. 6 (S. 120) entkräften die geltend gemachten Bedenken nicht: im übrigen ist es für den selbständigen Benutzer der künftigen Ausgabe ja auch ziemlich gleichgültig, wie v. S. sich entscheidet. Die Hauptsache ist, daß er zu jedem Verse im Apparat alle Extravagantenlesarten notiert findet: nachdenken kann er ja selber. Die Notierung „im zweiten Halbband“ nutzt da nichts: man kann doch nicht für jeden Vers die 800 Seiten durchlesen! In dem Musterbeispiel S. 507 werden aber nur die Klassenlesarten genannt: das ist es, was ich für verhängnisvoll halte und worauf sich die letzten Worte meiner Kritik beziehen. Auf das S. 122ff. gesagte werde ich nach Erscheinen des Ganzen zurückkommen: die Polemik trifft mich nicht, und wenn das Material unlösbar verwirrt ist, wird auch der beste Textkritiker nur Subjektivismus produzieren können: aber lassen die von mir S. 35 zitierten Einleitungsworte erkennen, daß der Verfasser sich bewußt ist, „subjektives“ zu bringen? Daß v. S. mich wegen der Anm. ¹ auf S. 35 nicht mehr als Kritiker ernst nehmen will, tut mir leid. Es ist doch wahrhaftig bloß ein Wortstreit, ob man z. B. die Vulgata „alt“ nennen darf oder nicht, so alt wie die ältesten Bibelss. ist sie ja doch jedenfalls. Aber ich bin gern bereit, ihr in Zukunft dies Prädikat nicht mehr zu erteilen, wenn ich dadurch erreichen kann, daß v. S. wenigstens meine Bedenken ernst nimmt. Der Hauptfehler bei seiner Arbeit ist der, daß er den festen Glauben hat, alles erklären und beweisen zu können; den Fehler haben manche Textkritiker, die sich allzu einseitig auf ihr Gebiet beschränken: der Vergleich ähnlicher Probleme auf verwandten Gebieten ist in solchem Falle das beste Gegenmittel.

[Abgeschlossen am 1. Aug. 1907.]